

# Ortskirche und kirchliche Orte in der Fläche

## Strukturelle Implikationen der Wandlungsprozesse in ländlichen Räumen

Uta Pohl-Patalong

### 1 Reform der kirchlichen Strukturen in ländlichen Räumen – ein Thema für kirchenleitendes Handeln?

Die Frage nach den künftigen kirchlichen Organisationsformen wurde bislang in der Zuspitzung auf die ländlichen Regionen nicht intensiv diskutiert; die Debatten über die künftigen Strukturen der Kirche konzentrierten sich stärker auf die städtischen Räume. Zumindest im Westen schien und scheint manchmal noch immer auf dem Land die kirchliche Welt in Ordnung zu sein. Hier und da musste eine Stelle eingespart werden und manche Gemeinde konnte nur noch einen halben Pastor oder eine halbe Pastorin bekommen, aber die Debatten, ob die Organisationsformen der Kirche nicht auch grundsätzlich auf den Prüfstand gehörten, schien an den ländlichen Räumen weitgehend vorbeizugehen. Dies hat meiner Wahrnehmung nach mehrere Gründe:

- Die ländlichen Regionen werden als konservativer eingeschätzt als die Städte, sodass dort die Hemmschwelle zu kirchlichen „Experimenten“ höher ist.
- Die bislang dominante territoriale Orientierung der kirchlichen Organisation scheint sich organischer mit dem Land zu verbinden als mit den städtischen Kulturen. Die Identifikation von Kirchengemeinden und Dorfgemeinschaft ist auf dem Land häufig stärker als in der Stadt, wo Gemeindegrenzen nicht zwingend mit Stadtteilgrenzen zusammenfallen.
- Die Schwierigkeiten der bislang dominanten Organisationsform der Ortsgemeinde treten daher in den Städten deutlicher zutage als auf dem Land. Aufgrund der kürzeren Wege und der geringeren Bindungskraft des Ortes entscheiden sich Menschen in der Stadt ungeachtet der theoretischen Zugehörigkeit zu einer Parochie häufiger dazu, an Veranstaltungen anderer Gemeinden teilzunehmen.
- Die Mobilität von Menschen auf dem Lande wird aufgrund der längeren Wege und der größeren regionalen Bezogenheit geringer eingeschätzt als in der Stadt, was für die traditionelle ortsgemeindliche Orientierung spricht, die nicht mit Mobilität

rechnet und alle religiösen Bedürfnisse „vor Ort“ befriedigen möchte.

- Hinzu kommt eine Vorsicht, Menschen auf dem Lande „auch noch“ ihre Gemeinde bzw. ihren Pastor oder ihre Pastorin zu nehmen, nachdem die Rationalisierung der Moderne vielerorts für eine Ausdünnung der Infrastruktur gesorgt hat.

Insofern scheint sowohl der Reformbedarf als auch der Reformdruck in ländlichen Regionen geringer zu sein als in der Stadt. Ein differenzierterer Blick zeigt jedoch rasch, dass diese Sicht zumindest einseitig ist und eine andere Wahrnehmungslogik andere Einsichten evoziert:

Schon traditionell sind nie überall Dorfgrenze und Gemeindegrenze zusammengefallen und es gab nie in jedem Dorf Deutschlands eine Kirche mit einem Pastor. Bewohnerinnen und Bewohner kleinerer Orte mussten schon immer Dorfgrenzen überschreiten, um zu der für sie parochial zuständigen Kirche zu gelangen.

Zwischen „ländlicher Region“ und „ländlicher Region“ liegen beträchtliche Unterschiede, die es äußerst unwahrscheinlich machen, dass die gleiche Organisationsform überall auf „dem Land“ das Gleiche bedeutet und leistet. Insofern ist die regionale Verankerung kirchlicher Strukturen auch von sehr unterschiedlicher Bedeutsamkeit.

Die in der Spätmoderne seit den 1960er Jahren noch einmal gewachsene Mobilität hat den Austausch zwischen „Städterinnen“ und „Dörflern“ vorangetrieben und die kulturellen Differenzen zwischen „Stadt“ und „Land“ pluralisiert.

Die Mobilität von Menschen in ländlichen Regionen und ihre Bereitschaft, für attraktive Angebote auch weitere Strecken auf sich zu nehmen, ist in der jüngeren und mittleren Generation tendenziell hoch. Bislang wurde diese generelle Bereitschaft häufig nicht auf kirchliche Angebote übertragen, weil diese eine andere Tradition pflegen – und häufig ja auch eher von der älteren Generation aufgesucht und genutzt werden, wie wir aus den Milieustudien recht genau wissen.<sup>1</sup> Da sich inzwischen die Anzeichen mehren, dass sich mit zunehmendem Alter die entsprechenden Orientierungen wenig verändern – die heute Fünfundvierzigjährigen werden nicht die kirchlichen Bindungen der heute Siebzigjährigen eingehen, wenn sie in dem entsprechenden Alter sind –, wäre es fatal, für die kirchlichen Organisationsformen der Zukunft vorrangig die ältere Generation in den Blick zu nehmen.

---

<sup>1</sup> Vgl. beispielsweise Huber, Wolfgang/Friedrich, Johannes/Steinacker, Peter (Hg.), Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2006, 203ff.

Diese Überlegungen stellen ein ungebrochenes Festhalten an den bisherigen kirchlichen Strukturen zumindest infrage und fordern ein differenzierteres Nachdenken über die Zukunft von kirchlichen Strukturen in der Fläche.

## 2 Die Ortsgemeinde und die Kirche auf dem Lande – eine historische Perspektive

Die Entwicklung der heutigen Organisationsformen der Kirche ist gleich in mehrfacher Hinsicht eng mit dem Stadt-Land-Thema verwoben.

### *Das (vormoderne) Territorialprinzip*

Ein wesentliches Kennzeichen heutiger kirchlicher Organisation ist ihre dominante Orientierung am Territorialprinzip, verbunden mit dem Zuweisungsprinzip, also an der Zuweisung von Menschen zu einer bestimmten Gemeinde aufgrund ihres Wohnortes. Diese ist nicht biblisch begründet und theologisch keineswegs zwingend, sondern entwickelte sich im Frühmittelalter allmählich, seitdem im 4. Jahrhundert das Christentum zur „Reichskirche“ geworden war.<sup>2</sup> Die Kirche lehnte sich damals an römisches Recht inklusive der Verwaltungsbezirke an und machte damit ihren hegemonialen Anspruch auf die Bevölkerung deutlich. Wichtig waren dann der Pfarrzwang ab dem 9. Jahrhundert und die Pflicht, den Zehnten an die Kirche abzuliefern. Dies führte auf dem Land zur endgültigen Durchsetzung des Parochialprinzips, während sich in den Städten die parochiale Gliederung nur langsam durchsetzte: Hier lebten die Priester in Gemeinschaft zusammen und waren für unterschiedliche Kirchen zuständig, betrachteten diese aber nicht als ihre Gemeinden.

### *Der (frühmoderne) Neuentwurf der Ortsgemeinde*

Mit der beginnenden Moderne im 19. Jahrhundert setzte eine Landflucht großen Ausmaßes in die großen Städte ein, die den Charakter der Ortsgemeinde und der der Kirche zugeschriebenen Aufgaben erheblich veränderte. Mit der Industrialisierung und dem massenhaften Zuzug in die großen Städte gingen die soziale Kontrolle und der Einfluss von Sitte und Brauchtum deutlich zurück. Das

---

<sup>2</sup> Zur historischen Entwicklung vgl. Pohl-Patalong, Uta, Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell, Göttingen 2003, 64ff.

Bürgertum wurde selbstbewusster und gestaltete seinen Zugang zur Kirche individuell, das Arbeitertum verlor weitgehend den Kontakt zur Kirche oder geriet in Opposition zu ihr. Die Parochialgrenzen umfassten jetzt beispielsweise in Hamburg bis zu 70.000 Gemeindeglieder. Der Gottesdienstbesuch sank stark ab, in den Großstädten bis auf 1,5 % der Gemeindeglieder, und gerade in Norddeutschland sah es auf dem Land nicht anders aus: Eine Erhebung von 1863 in Preetz kommt zu einem Gottesdienstbesuch von 2,0 % der evangelischen Kirchenmitglieder.

Nachdem erst christliche Vereine auf die Notlagen reagiert hatten, wurde deutlich, dass die neue Zeit neue Formen von Kirche und von Gemeinde braucht, um Menschen zu erreichen.<sup>3</sup> Die Gemeindebewegung Ende des 19. Jahrhunderts entwarf die Gemeinde für die Moderne daher neu. Das Parochialprinzip wurde beibehalten, aber der Charakter der Parochie anders bestimmt: Sie war jetzt nicht mehr nur ein Verwaltungsbezirk in Sachen Religion, sondern wurde als ein „Hort christlicher Liebe“ verstanden, der die Möglichkeit zu christlicher Gemeinschaftsbildung und aktivem Engagement bot. Ein wichtiger Name ist dafür Emil Sulze (1832-1914). Sulze strebte eine „überschaubare Gemeinde“ an, die von gegenseitiger Seelsorge- und Liebestätigkeit geprägt ist. Jedes Mitglied sollte erfasst, gekannt und betreut werden. Zu diesem Zweck führte Sulze die Idee einer gemeinsam verbrachten Freizeit in der Gemeinde in Form von geselligen Abenden ein, die er von Ehrenamtlichen gestalten ließ. Sulzes Vorstellungen sind von der Struktur der freien Vereine geprägt, für die persönliches Engagement, Geselligkeit und Hilfe in Notlagen konstitutiv sind. Architektonisch entstand in dieser Zeit auch das Gemeindehaus, das dezidiert den Vereinshäusern nachgebildet wurde. Damit wurde die aktive Beteiligung an diesen vereinsähnlichen Aktivitäten zum Maßstab für wahre kirchliche Mitgliedschaft. Die heutige „Kerngemeinde“ entstand. Dieses Gemeindemodell ist nicht nur ein typisch frühmodernes, sondern auch ein typisch städtisches Modell, das auf einer grundlegenden Kritik an der modernen Gesellschaft der Stadt beruht und die verloren gegangene vormoderne Dorfgemeinschaft in der Großstadt rekonstruieren soll.

Trotz Kritik<sup>4</sup> setzte sich der Entwurf von Gemeinde weitgehend durch – zumindest als Modell, denn faktisch blieb es natürlich immer eine

---

<sup>3</sup> Vgl. a. a. O., 97ff.

<sup>4</sup> Kritisiert wurde beispielsweise ein Fehlverständnis von christlicher Gemeinschaft: Sulze verwechselt die im Glauben erlebte Gemeinschaft mit allen Christen mit der Gemeinschaft einer zufällig zusammengesetzten Parochie. Die geselligen Abende stoßen nicht auf allgemeine Zustimmung, weil sie den Aufgaben der Kirche nicht entsprechen würden: „Kaffee- und Teegesellschaften, Deklamationen und

Minderheit, die die hier intendierte Form kirchlicher Beteiligung erfüllte. Interessant ist nun, dass diese Idee von Gemeinde als dezidiert städtisches Modell nach und nach auch auf das Land übertragen wurde. Zu erklären ist dies vielleicht damit, dass die Moderne auch die ländlichen Regionen nach und nach erfasste und auch hier die Notwendigkeit einer Rekonstruktion vormoderner Gemeinschaft empfunden wurde.

*(Spätmoderne) Ausdifferenzierung kirchlicher Arbeit*

Als seit den 1960er Jahren die kirchlichen Strukturen vor dem Hintergrund der spätmodernen Ausdifferenzierung der Gesellschaft stärker hinterfragt wurden, waren vorrangig die städtischen Bereiche im Blick, während „das Land“ als homogenere und konservativere Größe betrachtet wurde. Da damals das Freizeitangebot auf dem Land deutlich weniger entwickelt war als in den Städten, behielt die Orientierung an Freizeitangeboten für die gesellschaftlichen Gruppen (Kinder, Jugendliche, Frauen, Männer, ältere Menschen) länger Plausibilität als in den Städten, wo die Kirche sich bereits gegen eine ausgefeilte Freizeitindustrie mit effektiven Werbemethoden behaupten muss. Zudem ging man auf dem Lande (ein traditionelles bäuerliches Modell annehmend) länger von einer Einheit von Wohnort, Arbeitswelt und Freizeitwelt aus, die die parochiale Orientierung voraussetzt. Das heutige große Spektrum dessen, was als „ländlicher Raum“ verstanden wird, führt jedoch auch auf dem Lande zu einer sehr unterschiedlichen Bedeutung des Wohnortes. Die vormoderne Verschmelzung von Kirche und Sozialraum mit der Entscheidung für das Territorialprinzip beinhaltet daher ebenso Schwierigkeiten wie Chancen. Es bietet für manche Menschen und Bevölkerungsgruppen gute Anknüpfungspunkte für die Kommunikation des Evangeliums (manchmal sogar für Nichtkirchenmitglieder, wie man an dem Engagement in den Kirchbauvereinen in Mecklenburg beobachten kann), für andere wird mit dieser Orientierung der Zugang zur Kirche und zu ihrer Verkündigung jedoch gerade erschwert. In dieser Hinsicht ist heute die Heraus-

---

Gesangsvorträge, Lichtbildervorträge, turnerische Darbietungen, Reigen, Theateraufführungen, und wer weiß, was alles, zu veranstalten, dazu ist die Kirchengemeinde nicht da“ (Bülck, Walter, Die evangelische Gemeinde. Ihr Wesen und ihre Organisation, Tübingen 1926, 36). Zudem berge der Ansatz Sulzes die Gefahr, dass das Leben einer Kirchengemeinde nach der Zahl seiner Veranstaltungen beurteilt werde und sich die Aufgaben des Geistlichen immer stärker der Unterhaltung und Geselligkeit annäherten, sodass er zum „Manager eines großen Fürsorge-, Bildungs-, und Vergnügungsvereins, der einen beträchtlichen Teil seiner Zeit Vorstandssitzungen und Proben widmen muß“ (ebd.), werde.

forderung auf dem Lande im Grunde noch größer als für die Stadt, denn der Prozess der Ausdifferenzierung des kirchlichen Angebots und damit der Vervielfältigung der Kommunikation des Evangeliums erfolgte auf dem Lande in wesentlich geringerem Maße, während in der Stadt Angebote wie Citykirchenarbeit, Akademien, Zentren für Spiritualität oder interreligiösen Dialog, Single- und Alleinerziehendenarbeit etc. verbreiteter sind. In den letzten 20 Jahren, mit der finanziellen Verknappung, ist das Spektrum von Angeboten sogar teilweise noch verringert worden, denn wenn Gemeinden zusammengelegt oder vergrößert werden bzw. Pastorinnen und Pastoren mehrere Gemeinden zu betreuen haben, reichen die Ressourcen oft gerade nur noch für die „Grundversorgung“ der klassischen parochialen Struktur und entwickelte Schwerpunkte müssen zurückgefahren werden. Nicht selten entscheidet im parochialen System dann jede Gemeinde für sich, was noch geleistet werden kann, was dazu führen kann, dass überall das gleiche kirchliche Angebot gemacht wird. Die klassischen Arbeitsbereiche aber entsprechen den Bedürfnissen bestimmter Menschen und Bevölkerungsgruppen und keineswegs aller – auch auf dem Lande –, sodass die Kommunikation des Evangeliums eingeschränkt wird, indem manchen Menschen der Zugang erleichtert und anderen erschwert wird. Diese Überlegungen leiten über zu einer theologischen Perspektive der Zukunft kirchlicher Organisation.

### *Kommunikation des Evangeliums als Aufgabe der Kirche – theologische Überlegungen*

Die bisher vorgestellten Überlegungen haben bereits deutlich gemacht, dass die derzeitigen Formen von Gemeinde historisch gewachsen sind und keine Form von vornherein einen theologischen Vorrang beanspruchen könnte, auch nicht die Ortsgemeinde. Denn theologisch sind die Formen, in denen Christinnen und Christen sich gemeinschaftlich organisieren, nicht göttlich gegeben, sondern menschliche Gestaltungsaufgabe – hier ist zwischen dem göttlichen Grund der Kirche und ihren organisatorischen Ausprägungen sauber zu unterscheiden.<sup>5</sup> Die Form der Ortsgemeinde, wie wir sie heute kennen, ist insofern eine mögliche und legitime unter anderen. Eine christliche Gemeinde wird jedoch nicht durch räumliche Grenzen definiert, sondern durch das, was in ihr geschieht. Dass die Ortsgemeinde territorial abgegrenzt ist, ist insofern keine theologische Frage, sondern eine kirchenrechtliche. Auch in der Bibel

---

<sup>5</sup> Vgl. Hauschildt, Eberhard/Pohl-Patalong, Uta, Kirche (Lehrbuch Praktische Theologie), Gütersloh 2013, 246.

gibt es kein einheitliches Bild von „Gemeinde“, an dem wir uns heute orientieren könnten. In der Nachfolgegemeinschaft um Jesus sammelten sich Menschen – meist auf seine Aufforderung hin – und lebten mit ihm. Daneben gab es vermutlich ‚Sympathisanten‘ und ‚Sympathisantinnen‘, die in ihren Orten in Galiläa wohnen blieben und die Nachfolgegemeinschaft unterstützten.<sup>6</sup> Die Bücher des Neuen Testaments zeigen unterschiedliche Vorstellungen christlicher Sozialformen. Während beispielsweise die Kirche, die Matthäus vor Augen hat, von der „Lebensform wandernder Charismatiker mit ihrem radikalen Nachfolge-Ethos“<sup>7</sup> geprägt ist, führt die lukanische Version der Jerusalemer Urgemeinde das Bild einer von Einmütigkeit, Gemeinschaft und Gütergemeinschaft geprägten Organisation vor. Die paulinischen Gemeinden bestehen aus einer Gemeinschaft von Gläubigen in einer Stadt, die sich als Hausgemeinde versammeln.

Dies bedeutet jedoch keineswegs, dass die kirchlichen Organisationsformen theologisch betrachtet beliebig sind. Sie müssen sich im Gegenteil daran messen lassen, ob sie dem grundlegenden theologischen Auftrag der Kirche entsprechen. Dieser ist auf dem Lande prinzipiell der gleiche wie in der Stadt und scheint mir nach wie vor dem von Ernst Lange in den 1960er Jahren geprägten Begriff der „Kommunikation des Evangeliums“ treffend benannt.<sup>8</sup> Beschrieben werden kann diese als Kommunikation der Überzeugung, dass Gott in Jesus Christus Mensch geworden ist, gekreuzigt und auferweckt wurde und auf diesem Weg in der Perspektive seines Reiches alle Menschen, die an ihn glauben, hinein nimmt in seine Liebe und seinen Heilswillen für die Welt und die entsprechenden Konsequenzen in horizontaler und in vertikaler Perspektive. Im Gegensatz zu dem Begriff der „Verkündigung“ denkt der Kommunikationsbegriff dabei von der Wirkung auf die Adressatinnen und Adressaten her, sodass nicht von denen, die die Kommunikation betreiben und verantworten, verbindlich entschieden werden kann, wo die Kommunikation besonders intensiv ist und wo weniger.<sup>9</sup> Dem Gottesdienst lässt sich hier eine

<sup>6</sup> Vgl. Marksches, Christoph, *Zwischen den Welten wandern. Strukturen des antiken Christentums (Europäische Geschichte)*, Frankfurt/M. 1997, 177.

<sup>7</sup> Roloff, Jürgen, *Die Kirche im Neuen Testament (Grundrisse zum Neuen Testament. Das Neue Testament Deutsch. Ergänzungsreihe Bd. 10)*, Göttingen 1993, 165.

<sup>8</sup> Der Begriff wird bei Lange im Kontext homiletischer Überlegungen, aber auch im Blick auf das kirchliche Handeln insgesamt verwendet (vgl. Lange, Ernst, *Zur Theorie und Praxis der Predigtarbeit*, in: ders., *Predigen als Beruf. Aufsätze* (hg. v. Rüdiger Schloz), Stuttgart/Berlin 1976, 9-51, 09,11,13f. u.ö.

<sup>9</sup> Ausführlich zum Kommunikationsbegriff vgl. Hauschildt/Pohl-Patalong, *Kirche*, 411ff.

Sonderstellung zuschreiben, weil er die Kommunikation mit Gott zum expliziten Ziel hat. Ansonsten aber werden Menschen vom Evangelium ebenso im Seniorinnenkreis erreicht wie in der Jugendfreizeit, in der diakonischen Arbeit ebenso wie in der Bildungsarbeit, im Unterricht ebenso wie in der kirchenmusikalischen Arbeit, in der Meditationsarbeit ebenso wie in der Seelsorge. Dabei muss man in Rechnung stellen, dass von außen nicht zwingend und schon gar nicht zuverlässig beurteilt werden kann, wann und in welcher Weise Menschen vom Evangelium erreicht werden. Gerade der Protestantismus mit seiner Hochschätzung der Subjektivität wird nicht von einer sofortigen „Bekehrung“ als Regelfall ausgehen, sondern eher eine langfristige, das Evangelium in den individuellen subjektiven Erfahrungen verarbeitende Wirkung erwarten. Glaube ist ein komplexes Phänomen in diversen Facetten und auf diversen Wegen, die nicht einmal dem Subjekt selbst immer bewusst sind, geschweige denn, dass es sie immer zur Sprache bringen könnte. Erst recht kann es nicht von außen beurteilt werden – es ist ein Geschehen zwischen Gott und Mensch. Insofern kann die „Wirkung“ der Kommunikation nicht „gemacht“ werden und nicht einmal unbedingt gesehen werden, sondern sie bleibt unverfügbar. Das gilt bereits für zwischenmenschliche Kommunikation, die immer auch ein unberechenbares Moment enthält, erst recht für die klassisch als „Glaube“ beschriebene Wirkung der Kommunikation des Evangeliums, die wir als Wirkung des Geistes verstehen.

Begreife ich in dieser Offenheit die Kommunikation des Evangeliums als grundlegende Aufgabe der Kirche und damit auch jeder Gemeinde, und zwar in der Perspektive von Matthäus, also in der Ausrichtung auf „alle Welt“, nicht auf die Kerngemeinde, ein bestimmtes Milieu oder eine bestimmte Ausrichtung bezogen, dann müssen sich die Organisationsformen der Kirche daran messen lassen, wie gut sie diesem Auftrag dienen. Jede Organisationsform generell und jede konkrete Ausprägung an einem bestimmten Ort muss sich daran messen lassen, ob sie der Kommunikation des Evangeliums unter den gegebenen Umständen nach bestem Wissen und Gewissen bestmöglich dient oder ob andere Formen dem Auftrag eher entsprechen würden – egal ob auf dem Lande oder in der Stadt. Wichtig dabei ist, dass alle anderen Ziele gegenüber dem theologischen Auftrag der Kirche sekundär sind, beispielsweise also die Bindung an eine bestimmte Gemeinde oder die Verwurzelung der Kirche in den sozialen Strukturen – dies kann sinnvoll sein im Blick auf die Kommunikation des Evangeliums, ist aber kein Selbstzweck. Insofern wird es theologisch problematisch, wenn die Kirche sich auf bestimmte Organisationsformen einseitig konzentriert, die nachweislich bestimmten Bevölkerungsgruppen den Zugang zur kirchl-

ichen Kommunikation des Evangeliums erschweren. Hinzu kommt, dass durch die vollständige religiöse Zuständigkeit für einen Bezirk eine Gemeinde sich selbst genug werden und das Bewusstsein zurücktreten kann, ein Teil der weltweiten Kirche Jesu Christi zu sein. Besonders in der Evangelischen Kirche, die gegenüber der die Reformation ablehnenden Gesamtkirche die Eigenständigkeit der Einzelgemeinde auch und gerade in theologischer Hinsicht betonte, zeigt sich dies als Gefahr. In der Kirchengeschichte schlug sich dies in solchen Kuriositäten nieder wie der Zurückweisung von Nichtgemeindegliedern beim Abendmahl. Aber auch in der Gegenwart gibt es gelegentlich Tendenzen, die Beteiligung an einer bestimmten Gemeinde wichtiger zu werten als den Kontakt mit der Kirche und die Teilhabe an der Kommunikation des Evangeliums überhaupt. Diese theologische Schwierigkeit führt dann in der Spätmoderne, in der Menschen selbstverständlich ihre Bezüge und Beteiligungsformen wählen, zu latenten Konflikten und zu unrealistischen Erwartungshaltungen, die wiederum unnötigen Druck erzeugen können. Dies ist menschlich verständlich, weil man sich natürlich immer eine Stärkung des eigenen Umfeldes wünscht – sollte jedoch dazu herausfordern, sich stärker als Kirche Jesu Christi zu begreifen und weniger als Einzelgemeinde.

### 3 „Kirchliche Orte“ auch für das Land? Ein Modell zum Weiterdenken

Wie aber könnte eine Alternative zu den bisherigen kirchlichen Organisationsformen aussehen, die einerseits eine Dominanz der Ortsgemeinde bedeutet, andererseits jedoch auch sehr ausdifferenzierte nichtparochiale Formen umfasst, von denen das Land bislang allerdings weniger profitiert als die Stadt? Im Zuge meiner Forschungen zum Gegenüber von parochialen und nichtparochialen Organisationsformen habe ich ein Modell entwickelt,<sup>10</sup> das zunächst weder spezifisch auf die Stadt noch auf das Land ausgerichtet war, jedoch sehr viel häufiger für den städtischen Bereich rezipiert wurde. Es scheint mir jedoch ebenso auf die Herausforderungen der Kirche in der Fläche zu reagieren, sodass ich es im Folgenden dezidiert auf den ländlichen Raum beziehen möchte.

Grundlegend in meinem Modell sind die kirchlichen Orte. Dies knüpft an die vormoderne Tradition kirchlicher Ortsbezogenheit an, möchte diese aber spätmodern in einer offenen Weise begreifen, die

<sup>10</sup> Vgl. dazu ausführlich Pohl-Patalong, Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit, 212ff.

unterschiedlichen Gruppen Zugänge zur Kirche eröffnet. Kirchliche Orte sind alle Orte, an denen kirchliche Arbeit stattfindet, auf dem Land also vorrangig Gemeinden mit Kirche und Gemeindehaus, aber auch Diakonische Werke, Akademien, Frauenwerke etc. zählen dazu. Ich unterscheide dann in meinem Modell an jedem kirchlichen Ort zwei Bereiche: einerseits ein vereinsähnliches kirchliches Leben, andererseits inhaltliche Arbeitsbereiche. Dies führt eine zunächst gedankliche Differenzierung ein, die hilfreich ist, um die Aufgaben der Kirche, mit denen sie ihren grundlegenden Auftrag der Kommunikation des Evangeliums umsetzt, genauer in den Blick zu bekommen, auf dem Lande ebenso wie in der Stadt.

### *Vereinskirchlicher Bereich vor Ort*

Der „vereinskirchliche“ Bereich ist von Gemeinschaft und Geselligkeit geprägt. Inhaltlich entsprechen diesem Bereich beispielsweise Seniorenkreise, Eltern-Kind-Gruppen, Gemeindefeste, Gemeindereisen oder Basare, aber auch Gruppen, die sich über religiöse Themen austauschen, oder Bibelkreise, die die Bibel in Gemeinschaft lesen und ihre Erkenntnisse einander mitteilen. Ebenso gehört die wohnortnahe und auf persönlichen Beziehungen beruhende „kleine Diakonie“ zu diesem Bereich, also Betreuung, nachbarschaftliche Hilfe und Besuche bei Menschen. Diesen Bereich nenne ich „vereinsähnlich“ oder „vereinskirchlich“, weil er in seiner Entstehung in der Gemeindebewegung angelehnt an die Struktur freier Vereine entwickelt wurde und auch heute Parallelen zu säkularen Vereinen aufweist. Dieses vereinsähnliche kirchliche Leben kommt Menschen entgegen, die sich an der Kirche im Nahbereich orientieren und dort Gemeinschaft suchen. Hier können sich das kirchliche Heimatgefühl und die Integration von Kirche in das Sozialleben entwickeln, die gerade von der ortsgemeindlichen Orientierung auf dem Lande betont werden. Insofern bleibt die lokale Orientierung und die Verwobenheit von Kirche und gesellschaftlichem Sozialgefüge bestehen – für diejenigen, denen sie wichtig ist und die die Kommunikation des Evangeliums gerade auf diesen Wegen erfahren.

Welche Ausprägungen des vereinskirchlichen Lebens sich an einem kirchlichen Ort im Einzelnen entwickeln und was dort geschieht, hängt von den konkreten Verhältnissen vor Ort und vor allem von dem, was Menschen dort wollen und brauchen, ab. Dieser Bereich wird nämlich von den Beteiligten selbst organisiert und gestaltet. Dies entspricht den Wurzeln dieses Bereiches kirchlicher Arbeit in der Gemeindebewegung, vor allem aber sprechen sowohl theologische als auch soziologische Gründe dafür. Theologisch wird damit das

„allgemeine Priestertum aller Gläubigen“ ernst genommen, das jedem Christen und jeder Christin verantwortungsvolle kirchliche Arbeit zutraut. Gleichzeitig zeigen soziologische Studien, dass das ehrenamtliche Engagement noch nie so groß war wie heute, und zwar auf dem Lande ebenso wie in der Stadt. Allerdings geht die Zahl der „klassischen“ kirchlichen Ehrenamtlichen, die den „Herrn Pastor“ unterstützen, den Kirchenkaffee kochen und den Gemeindebrief austragen, deutlich und zunehmend auch auf dem Lande zurück, sodass seit einigen Jahren verstärkt nach dem „neuen Ehrenamt“ gefragt wird. Deutlich ist bei dieser Debatte, dass wir neu überlegen müssen, welche Bedingungen gegeben sein müssen, damit Menschen sich ehrenamtlich engagieren, in der Stadt wie auf dem Lande. Häufig wird an dieser Stelle gefragt „Wo sollen wir denn die Ehrenamtlichen hernehmen?“. Ich glaube, dass es sinnvoll ist, die Fragerichtung umzukehren: Wie werden wir zu einer Kirche, in der Menschen das finden und sich dafür engagieren, was sie suchen und brauchen? Dahinter steht der hartnäckige Glaube, dass Menschen für ihr Leben Wichtiges und Wesentliches in der Kirche finden können und dass es an uns liegt, Formen von Kirche zu entwickeln, in denen das deutlich wird. Die Aufgabe ist, sowohl in städtischen als auch in ländlichen Räumen deutlich zu machen, welchen Schatz es bedeuten kann, im Kontakt mit der christlichen Botschaft zu leben sowie dieses Leben eigenständig im Kontakt mit anderen zu gestalten, und inwiefern die Kirche dazu hilfreich ist.

Die Aufgabe der Hauptamtlichen in dem vereinskirchlichen Bereich ist es, die ehrenamtliche Arbeit professionell zu unterstützen. Dies müssen nicht Pastorinnen und Pastoren sein, sondern das wäre auch ein sinnvolles Aufgabenfeld für die gemeindepädagogischen Berufe. Sie leisten Hilfe beim Aufbau einer Gruppe oder eines Kreises und vermitteln die Kompetenzen für die Leitung einer Gruppe oder eine Betreuungsaufgabe.

Sie begleiten die Ehrenamtlichen aber auch auf Dauer und fördern sie, zum Beispiel in Form von Besuchsdienstkreisen oder Gruppen zum Austausch von Gruppenleiterinnen und -leitern. Ferner gehört es zu ihren Aufgaben, notwendige diakonische Aufgaben im Umfeld des jeweiligen Ortes im Blick zu haben, gegebenenfalls Menschen zur Übernahme von Betreuungsfunktionen zu motivieren und diese zu organisieren. Vor allem aber sind sie dafür da, gemeinsam mit den Ehrenamtlichen überhaupt erst herauszufinden, welche Begleitung welche Ehrenamtlichen eigentlich wollen und brauchen – im Findungsprozess über das persönlich passende Betätigungsfeld, in der Vermittlung der Fähigkeiten dafür, in der seelsorglichen und geistlichen Begleitung etc. So könnte beispielsweise einer Hauptamtlichen deutlich werden, dass um einen kirchlichen Ort viele Menschen mit

Trauerarbeit beschäftigt sind. Ihre Aufgabe wäre es dann nicht, ein fertiges Angebot für die Menschen zu konzipieren, sondern mit ihnen zusammen herauszufinden, welche Form von Angebot sie benötigen (eine feste Gruppe? Eine Gottesdienstreihe? Eine Reise? Ein Trauercafé?) und wer Lust hätte, dies zu leiten und sich entsprechend dafür fortzubilden.

Selbstverständlich stellt dieser Zugang zum kirchlichen Handeln für die jetzt kirchlich Engagierten eine erhebliche Veränderung dar, wenn sie sich nicht mehr auf die „Versorgung“ durch den Pastor oder auch nur die guten Ideen der Pastorin verlassen können. Dies ist einer der Gründe, warum ich für einen langsamen und allmählichen Übergang plädiere, der heute mit der Ausrichtung beginnt, aber in 10 oder 15 Jahren noch nicht abgeschlossen sein muss. Wichtig für die Überzeugungsarbeit dürfte dabei sein, sich immer wieder klarzumachen, was gewonnen wird, wenn Kirche von vielen aktiv gestaltet wird.

### *Differenzierte Aufgabenbereiche für die Region*

Neben dem an Geselligkeit und Gemeinschaft orientierten vereinskirchlichen Leben schlage ich vor, dass es in jeder Gemeinde einen zweiten Bereich kirchlicher Arbeit gibt, der bestimmte, klar definierte Arbeitsbereiche erfüllt. Dieser Bereich orientiert sich über die Inhalte der Arbeit, weniger über den Geselligkeitsaspekt. Der entscheidende Unterschied zum vereinskirchlichen Bereich liegt darin, dass er nicht auf der Basis der Initiative Ehrenamtlicher zustande kommt, sondern aufgrund der kirchenleitenden Überzeugung, dass diese Arbeit ein sinnvoller Bestandteil der Kommunikation des Evangeliums an diesem Ort ist. Anders als der vereinskirchliche hat er zudem einen größeren Horizont und erfüllt bestimmte Aufgaben stellvertretend für eine Region. Dies bedeutet ein arbeitsteiliges Verständnis von Gemeinde, die nicht alles in sich abbildet, was Kirche ausmacht, sondern sich als Teil der Kirche Jesu Christi auf bestimmte Wege der Kommunikation des Evangeliums konzentriert. Diese Arbeitsbereiche werden – in ähnlicher Weise, wie dies bisher geschieht – von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen, je nach Anforderungen und Möglichkeiten, gemeinsam gestaltet.

Zu diesen Arbeitsbereichen gehören zum einen kirchliche Aufgaben, die bisher eher übergemeindlich wahrgenommen wurden, wie beispielsweise diakonische Aufgaben, Bildungsarbeit, Beratung und spezialisierte Seelsorge oder gesellschaftspolitische Aufgaben. Es zählen jedoch auch Bereiche dazu, die bislang vor allem in der Ortsgemeinde angeboten werden, jedoch unter einer Überlastung der Hauptamtlichen bei zurückgehenden Mitteln und teilweise auch

unter einer kleinen Gemeindegliederzahl leiden wie Kinder- und Jugendarbeit, Arbeit mit jungen Erwachsenen, Arbeit mit Familien, Single-Arbeit, Frauen- und Männerarbeit. Weitere Bereiche – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – sind Erwachsenenbildung, Kirchenmusik, Spiritualität, ökumenische Arbeit oder interreligiöser Dialog. Dabei sollte jeder kirchliche Ort immer mehr als einen Aufgabenbereich innehaben, damit sich die Zielgruppen und Arbeitsbereiche nicht gegeneinander abschotten und sich selbst genug sind, und auf dem Lande dürfte es aufgrund der größeren Entfernungen sinnvoll sein, nicht nur zwei, sondern auch drei oder vier Aufgabenbereiche an einem Ort anzulagern – also beispielsweise Jugendarbeit, Kirchenmusik und diakonische Arbeit oder Frauenarbeit, Singlearbeit, Meditation und interreligiöser Dialog. Damit gibt es an einem kirchlichen Ort nicht alle Aufgabenbereiche, aber gerade für den ländlichen Bereich wird das Evangelium auf deutlich mehr und breiteren Wegen kommuniziert als im bisherigen parochialen Modell zumeist üblich. Dabei darf und soll sowohl vor Ort als auch im Blick auf die Region entschieden werden, welche Aufgabenbereiche eine Gemeinde erfüllt, also welche Kommunikationswege des Evangeliums hier gebraucht werden, was gerade den sehr unterschiedlichen Konstellationen ländlicher Regionen entgegenkommt: Familien- oder Singlearbeit wird dort angeboten, wo die entsprechenden Menschen leben, Kirchenmusik wird vorzugsweise an einer Kirche mit guter Orgel und intensiver Chorarbeit angesiedelt und diakonische Arbeit wird so ausgerichtet, wie Menschen sie brauchen. Der Entscheidungsprozess darüber sollte die Haupt- und Ehrenamtlichen an den kirchlichen Orten beteiligen, gleichzeitig jedoch Absprachen und Koordination der Aufgaben in einer Region und vermutlich auch in einem Kirchenkreis einschließen. Wichtig dabei sind die theologische Dimension als Grundlage für die Entscheidung, wie viel Jugendarbeit, diakonische Arbeit, Bildungsarbeit etc. eine Region oder ein Kirchenkreis angesichts der vorhandenen Ressourcen haben soll – mit einer inhaltlichen Entscheidung, für welche Arbeitsbereiche die Kirche ihr Geld und ihre Mitarbeitenden eigentlich einsetzt.

Diese differenzierten Angebotsstrukturen bringen es mit sich, dass Menschen gerade auf dem Land zum Teil längere Wege in Kauf nehmen müssen, um den kirchlichen Ort zu erreichen, der ihren Interessen entspricht. Allerdings musste für gezielte Angebote wie z. B. Meditationsarbeit, interreligiöse Arbeit oder Angebote für Alleinerziehende bislang häufig der noch weitere Weg in die Stadt auf sich genommen werden. Vor allem aber wurde mit der bisher dominanten Parochialstruktur signalisiert, dass die Angebote woanders nicht für die Menschen in einer ländlichen Pfarchie

gedacht waren, weil sie ja nicht in der „eigenen“ Gemeinde angeboten wurden. Hier stößt das Modell einen Prozess des Umdenkens an, der in der Tradition des Pfarrzwanges und der jahrhundertelangen Ausrichtung auf territoriale Gemeindegrenzen sicherlich einige Zeit brauchen wird, mir aber durchaus möglich und vor allem sinnvoll erscheint. Diejenigen, die dies nicht wollen und die Kirche vor Ort suchen, haben im vereinskirchlichen Bereich die Möglichkeit, sich an der Kirche im Dorf zu orientieren und dort Passendes zu finden, denn der vereinskirchliche Bereich ist ja gerade auf Menschen im Nahbereich ausgerichtet.

Aufgegeben wird also der Anspruch, das gleiche Angebot für alle gleichermaßen attraktiv zu gestalten, und aufgegeben wird auch das Prinzip der Allzuständigkeit – sowohl die Allzuständigkeit von Pfarrerinnen und Pfarrern als auch von Ortsgemeinden. Das bedeutet durchaus auch Verzicht – aber der Verzicht eröffnet die Chance, das Evangelium auf mehr Wegen für mehr Menschen als bisher zu kommunizieren und gezielter zu bedenken, wofür die – ja immer knappen – Ressourcen eingesetzt werden.

### *Gottesdienste und Kasualien*

An jedem kirchlichen Ort gibt es ein gottesdienstliches Leben, auch an kirchlichen Orten wie einem Diakonischen Werk, wo dies bisher nicht der Fall war. Es besteht prinzipiell die Möglichkeit, den Gottesdiensten je nach Aufgabenbereichen an dem kirchlichen Ort einen unterschiedlichen Charakter zu geben und diese zu unterschiedlichen Zeiten stattfinden zu lassen, was aber möglicherweise in ländlichen Regionen weniger sinnvoll ist als in der Stadt – dies kann vor Ort entschieden werden.

Amtshandlungen sind nach diesem Modell an jedem kirchlichen Ort möglich, was gerade für den Teil der ländlichen Bevölkerung, denen die kirchliche Ortsanbindung wichtig ist, zentral sein dürfte. Für diejenigen, denen es weniger auf die Wohnortnähe als auf die Ästhetik des Gebäudes ankommt, haben einige Kirchen Kasualien als eigenen Arbeitsbereich inne, in der Stadt wie auf dem Land.

### *Öffentlichkeitsarbeit*

Je mehr sich die Arbeitsbereiche differenzieren, desto wichtiger wird die Öffentlichkeitsarbeit – sie erhält geradezu eine Schlüsselrolle für die kirchliche Arbeit. Sie informiert darüber, wo welcher kirchliche Arbeitsbereich zu finden ist, wie dieser aussieht und welche Möglichkeiten es gibt, sich dort zu beteiligen. Sie leistet auch persönliche Beratung für Fragen nach ehrenamtlichem Engagement,

nach diakonischen Einrichtungen und kirchlicher Hilfeleistung, nach Kasualien und vielem mehr. Über den Informationswert hinaus signalisiert die Kirche damit: Ihr müsst nicht schon „Insider“ sein, ihr könnt jederzeit dazukommen und es gibt gute Chancen, dass ihr in der Kirche findet, was ihr sucht!

### *Chancen des Modells*

Ich glaube, dass ein Vorteil des Modells darin liegt, dass es eine formale Klarheit mit inhaltlicher Flexibilität verbindet, mit der es sich auf ländliche Räume ebenso beziehen kann wie auf städtische – indem zum Beispiel Arbeitsbereiche anders gewichtet werden oder der vereinskirchliche Bereich mehr oder weniger Bedeutung erhält. Diese Flexibilität ist möglicherweise für die Fläche in ihrer enormen Disparatheit besonders wichtig, da ein starres Modell kaum jeder Ausprägung ländlicher Räume entsprechen kann. Die Flexibilität gilt aber auch finanziell: Die kirchlichen Strukturen können den Finanzen angepasst werden, indem es mehr oder weniger kirchliche Orte mit mehr oder weniger Arbeitsbereichen gibt, ohne dass ein ganz neues Modell gefunden werden muss.

Vor allem aber bieten diese Überlegungen die Chance, dass Menschen an der Kommunikation des Evangeliums teilhaben können, die in den bisherigen Strukturen nur schwer Kontakt gefunden haben – was für das Land ebenso gilt wie für die Stadt.

### Literatur

Bülck, Walter, Die evangelische Gemeinde. Ihr Wesen und ihre Organisation, Tübingen 1926.

Hauschildt, Eberhard/Pohl-Patalong, Uta, Kirche (Lehrbuch Praktische Theologie), Gütersloh 2013.

Huber, Wolfgang/Friedrich, Johannes/Steinacker, Peter (Hg.), *Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2006.*

Lange, Ernst, *Zur Theorie und Praxis der Predigtarbeit*, in: ders., *Predigen als Beruf. Aufsätze* (hg. v. Rüdiger Schloz), Stuttgart/Berlin 1976.

Markschies, Christoph, *Zwischen den Welten wandern. Strukturen des antiken Christentums (Europäische Geschichte)*, Frankfurt/M. 1997.

Pohl-Patalong, Uta, *Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell*, Göttingen 2003.

Roloff, Jürgen, *Die Kirche im Neuen Testament (Grundrisse zum Neuen Testament. Das Neue Testament Deutsch. Ergänzungsreihe Bd. 10)*, Göttingen 1993.